

Der Begriff der Spur bei Derrida und Sartre

Alfred Dandyk

Es geht auch in diesem Aufsatz darum, Affinitäten und Differenzen zwischen Derrida und Sartre aufzuklären. Im letzten Aufsatz stand der Begriff der „Dekonstruktion“ im Mittelpunkt. Es wurde dort gezeigt, dass Derrida einen erweiterten Textbegriff benutzt, um die Dekonstruktion von Texten zu ermöglichen. Er schreibt:

Ich habe geglaubt, dass es notwendig wäre, diese Erweiterung, diese strategische Verallgemeinerung des Begriffs des Textes durchzuführen, um der Dekonstruktion ihre Möglichkeit zu geben, der Text beschränkt sich folglich nicht auf das Geschriebene, auf das, was man Schrift nennt im Gegensatz zu Rede. Die Rede ist ein Text, die Geste ist ein Text, die Realität ist ein Text in diesem neuen Sinne. Es handelt sich also nicht darum, einen Graphozentrismus gegen einen Logozentrismus oder gegen einen Phonozentrisismus wiederherzustellen, und auch keinen Textzentrismus. Der Text ist kein Zentrum. Der Text ist diese Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisung. (Derrida, in: (Peter Engelmann, Postmoderne und Dekonstruktion, Reclam, S. 20/21)

Hier gibt Derrida deutlich zu verstehen, dass es ihm im Kern nicht um den Gegensatz von „Graphozentrismus“ und „Phonozentrisismus“ geht, und auch der „Logozentrismus“ der abendländischen Philosophie steht nicht im Zentrum seines Interesses, sondern es ist sein erweiterter Textbegriff, der beinhaltet, dass „der Text...diese Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisung“ ist, der im Brennpunkt seiner Bemühungen steht.

Mit den Worten Derridas: „Die Rede ist ein Text, die Geste ist ein Text, die Realität ist ein Text in diesem neuen Sinne... Der Text ist diese Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisung“. Das heißt, dass der Text in diesem neuen Sinne sich zunächst als eine offene Verweisung von Spuren offenbaren kann, nicht unbedingt als eine Sinneinheit von Zeichen.

Damit verbindet Derrida eine Kritik an Saussure, dessen Zeichentheorie die Begriffe „Signifikant“ und „Signifikat“ zu einer Einheit verbindet, und zwar in dem Sinne, dass der Signifikant als Lautbild oder Schriftbild immer mit einem Zeichen der Bedeutung, dem Signifikat, verschränkt ist. In diesem Sinne ist die Linguistik als Semiologie eine Lehre von der Einheit von Laut und Schrift und deren Bedeutung.

Derrida betont, dass eine korrekte Sichtweise Signifikant und Signifikat voneinander trennen sollte, wenn man den Begriff „Text“ im erweiterten Sinne richtig verstehen will. Man muss sozusagen eine Ebene tiefer ansetzen, bei den reinen Signifikanten und deren differentielle Verweisung aufeinander. Diese Signifikanten ohne Signifikat, diese „Bilder“ ohne Bedeutung, nennt Derrida „Spuren“. Merkmale der Spur sind ihre Sichtbarkeit, ihre

Identifizierbarkeit und ihre Wiederholbarkeit. Die Spuren verweisen aufeinander, ohne dass eine externe Bedeutung dieser Spuren präsent wäre.

Das soll natürlich nicht bedeuten, dass Derrida die Semiologie abschaffen möchte. Sie existiert selbstverständlich weiter und hat keinen Deut von ihrer Relevanz verloren. Es geht Derrida vielmehr darum, die Spur als Bedingung der Möglichkeit des Zeichens zu erhellen. Die Spur ist sozusagen die Bedingung der ambivalenten geistig-materiellen Entität namens Zeichen.

Eine KI drückt den Sachverhalt folgendermaßen aus:

Ein Zeichen ist ein Element des Sprachsystems; die Spur ist das, was dieses System überhaupt erst ermöglicht, indem sie jede Bedeutung auf etwas Abwesendes verweist. (KI)

Man kann also sagen, dass die Spur die transzendente Bedingung des Zeichens ist. Der springende Punkt ist, dass auf der Basis des erweiterten Textbegriffes jede Bearbeitung der Materie durch den Menschen eine Schrift ist, und zwar völlig unabhängig davon, ob die Spuren dieser Arbeit eine Bedeutung haben oder nicht.

Aus dieser Sichtweise zieht Derrida zum Beispiel die Konsequenz, dass Lévi-Strauss' Ethnozentrismus, der vor allem darauf gründet, dass bestimmte Stämme der Menschheit keine Schrift kennen, unbegründet ist. Denn sie kennen sehr wohl die Schrift, weil sie zum Beispiel Striche auf einem Kürbis einritzen, was zwar eine Spur im Sinne Derridas, aber kein Zeichen im Sinne Saussures ist. Denn das Einritzen von Strichen auf einem Kürbis ist für Derrida bereits eine Form der Schriftlichkeit, auch wenn sie keine Bedeutung haben:

Obgleich Lévi-Strauss davon ausgeht, dass die Nambikwara nicht schreiben können, besinnt er sich darauf, dass sie „den Akt des Schreibens“ mit einem Wort ihrer Sprache benennen, das „soviel wie ‚Striche machen‘ bedeutet“. Ferner berichtet er, dass er bei seiner Aberkennung der Schriftlichkeit davon absieht, dass die Nambikwara „geometrische Figuren auf Kürbissen“ anbringen.

Dies führt Derrida dazu, diese Unterscheidung zu verwerfen und für alle Kulturen das Vorhandensein von Schrift anzunehmen. Wie die gesprochene Sprache und das Leben in Gemeinschaft ist die Schrift mit der Menschwerdung gleichursprünglich. (Heinz Kimmerle, Jacques Derrida, Junius, S. 36)

Demnach gibt es drei Aspekte der Menschwerdung, die mit dieser gleichursprünglich sind: die menschliche Gemeinschaft, die gesprochene Sprache und die Bearbeitung der Materie. Die bearbeitete Materie entspricht für Derrida dem erweiterten Schriftbegriff.

Es ist fraglos möglich, dass dieser Ansatz Einfluss auf das Verständnis von der Entwicklung der Schriftsprache hat. Es ist auch möglich, dass sich hier eine Verbindung zwischen Derrida und dem Historischen Materialismus zeigt, indem die Arbeit an der Materie zusammen mit der menschlichen Gemeinschaft und der gesprochenen Sprache

die Grundkategorien der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bilden. Damit wäre auch eine Verbindung zum Marxismus und zum Denken Sartres hergestellt.

Auch bei Sartre spielt die „Spur“ eine nicht unbedeutende Rolle. Die Spur kommt sowohl als Wort explizit vor als auch als Begriff, also von der Sache her gesehen. Der Kontext ist die Frage „Was kann man heute von einem Menschen wissen?“, die sich Sartre im Zusammenhang mit seiner Flaubert-Biografie stellt. Er unterscheidet in dieser Arbeit zwischen der „regressiven Methode“ und der „progressiven Methode“. Bei der regressiven Methode stellt man eine Liste von benennbaren Einflussfaktoren für den zu untersuchenden Menschen auf, und bei der progressiven Methode geht es darum, den individuellen Selbst- und Weltentwurf des Menschen zu verstehen. Das Wort „Spur“ taucht im Kontext der „regressiven Methode“ auf. Man nehme zum Beispiel die folgende Textstelle:

Es ist uns auf dieser Untersuchungsebene jedoch nur gelungen, eine Hierarchie heterogener Bedeutungen zu enthüllen: „Madame Bovary“, die „Weiblichkeit“ Flauberts, die Kindheit in einem Krankenhaus, die Widersprüche des damaligen Kleinbürgertums, die Entwicklung der Familie, des Eigentums usw. Jede von ihnen erhellt die andere, aber ihre Unzurückführbarkeit schafft eine echte Diskontinuität zwischen ihnen; jede bildet für die vorhergehende den Rahmen; die eingeschlossene Bedeutung aber ist reicher als die einschließende Bedeutung. Mit einem Wort: wir haben allererst die Spuren der dialektischen Bewegungen, nicht die Bewegung selbst vor uns. (Sartre, Versuch einer Methodik, S. 117)

Sartre unterscheidet demnach zwischen der dialektischen Bewegung, die die Entwicklung einer Person ausmacht und den Spuren dieser dialektischen Bewegung. Es geht bei der regressiven Analyse darum, die Faktizität Flauberts möglichst umfassend zu fixieren und in einer Liste festzuhalten. Da gibt es zum Beispiel sein Werk „Madame Bovary“ und Flauberts Bemerkung „Madame Bovary, das bin ich“. Dann kennt man seine Passivität und seine Weiblichkeit als Charaktermerkmale. Als Besonderheit seiner Kindheit weiß man von der überfürsorglichen, aber kaltherzigen Pflege, die seine Mutter dem Säugling hat zukommen lassen. Man weiß von seiner Kindheit in einem Krankenhaus mit angeschlossener Leichen-Sektions-Abteilung, in dem Flauberts Vater als Chefarzt tätig war. Man kennt die Herabsetzung gegenüber dem begabten Bruder und die Verachtung, die man dem zurückgebliebenen Kind entgegenbrachte. Die Widersprüche des Kleinbürgertums dieser Zeit, die Entwicklung der Familie, die Eigentumsverhältnisse, der Kampf zwischen dem aufstrebenden Bürgertum und dem absteigenden Adel, die Vermischung von Atheismus und Katholizismus, von Wissenschaftsgläubigkeit und Religiosität in der Familie, die politischen Besonderheiten des damaligen Frankreich, das alles und noch viel mehr sind die Einflussfaktoren, die Sartre in seiner Biografie zusammenstellt.

Eine ausführliche Darstellung der Problemstellung findet man unter dem folgenden Link:

[Inkarnation5.pdf](#)

Selbstverständlich bedingen die genannten allgemeinen Einflussfaktoren die Existenz Flauberts, aber sie bedingen ihn nur in einem allgemeinen Sinne. In einer Biografie kommt es aber auch darauf an, das Besondere dieses Menschen herauszustellen. Zum Beispiel war Flaubert Schriftsteller, aber er war nicht irgendein Schriftsteller, sondern derjenige, der „Madame Bovary“ geschrieben hat.

Lässt sich diese Tatsache auf der Basis der genannten Einflussfaktoren verstehen? Sartres Antwort ist eindeutig: Nein! Die allgemeinen Einflussfaktoren lassen nur den Menschen Flaubert in seiner Allgemeinheit verstehen, nicht in seiner Besonderheit. Mit anderen Worten: Die benennbaren Einflussfaktoren sind nur Spuren der Persönlichkeit Flauberts, aber nicht die Persönlichkeit selbst.

Eine hervorzuhebende Affinität zwischen Derrida und Sartre ist die Art, wie beide den Konflikt zwischen Allgemeinheit und Besonderheit lösen. Sie betonen die Besonderheit, ohne die Relevanz der Allgemeinheit zu leugnen. Derrida fordert die sorgfältige Lektüre der Texte, um das Besondere entdecken zu können und es zur Dekonstruktion simplifizierender totalisierender Reduktionismen zu benutzen.

Man kann diesbezüglich eine direkte Parallelität zwischen Derrida und Sartre aufstellen. Derrida weist die These „Paul de Man war Anti-Semit“ zurück, weil sie das Besondere de Mans marginalisiert. Sartre wehrt sich gegen die Deutung von Flauberts Realismus durch die Marxisten. Diese wollen den angeblichen Realismus Flauberts mit Hilfe von dessen bürgerlicher Existenz als Empfänger einer Grundrente deuten. In beiden Fällen handelt es sich um die Abwehr eines „totalisierenden Reduktionismus“ mit Hilfe allgemeiner Kategorien ohne Rücksicht auf die Besonderheit der Person und der Situation.

Vielleicht kann man hier eine allgemeine Regel der Dekonstruktion erkennen: Ein Mensch ist eine „individuelle Allgemeinheit“, die sich niemals ausschließlich mit allgemeinen Kategorien aufschlüsseln lässt. Aus diesem Grund ist es so schwierig, eine Biografie zu schreiben. Die Schwierigkeit besteht darin, dass die Sprache Instrumente benutzt, die grundsätzlich verallgemeinernd sind, so dass man gleichzeitig Mittel der Dekonstruktion einsetzen muss, um diesen Mangel der Sprache zumindest zu mildern. Die Dekonstruktion ist somit ein Supplement der Sprache, analog einem Nahrungsergänzungsmittel, das die Mangelerscheinungen einer unzureichenden Ernährung ausgleichen soll.

Sartre erkennt an, dass die regressive Methode, also die Erstellung einer Liste heterogener und diskontinuierlicher Einflussfaktoren, nicht in der Lage ist, das eigentliche Ziel der Biografie zu erreichen, nämlich die Person des Schriftstellers Gustave Flaubert zu verstehen.

Diese Liste, im Sinne des erweiterten Textbegriffes verstanden, ist eine heterogene und diskontinuierliche Offenheit von Verweisungen, die zwar als Spuren der Entwicklung Flauberts verstanden werden können, die aber niemals bei dem eigentlichen Referenten

der ganzen Veranstaltung, dem Verstehen des Autors von „Madame Bovary“, haltmachen können. Diesbezüglich verlaufen die Spuren ins Leere.

Das Wort „Spur“ kann hier im Sinne Derridas als eine „Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisung“ verstanden werden. Indem das Signifikat als Omega-Punkt der differentiellen Verweisungen abwesend ist, bleibt nur die differentielle Verweisung der Spuren selbst. Die durch die regressive Methode erstellte List von Einflussfaktoren verweist nur auf sich selbst und verfehlt das eigentliche Ziel: Die Person Gustave Flaubert zu verstehen.

Ein wichtiger Unterschied zwischen Derrida und Sartre liegt nun darin, dass Derrida es bei diesem Sachverhalt bewenden lassen will, während Sartre zum Kern seiner eigenen Philosophie vordringt, den es in dieser Form bei Derrida nicht gibt: Das ist Sartres Lehre von dem spontanen Selbst- und Weltentwurf:

Jetzt - und nur jetzt – müssen wir die progressive Methode heranziehen, denn es gilt nun wieder zur vervollständigenden Bewegung zurückfinden, die jeden Moment vom vorherigen Moment aus hervorbringt, zu dem Schwung, der von den erlebten Dunkelheiten aus zur endgültigen Objektivierung führt, mit einem Wort, zu dem Entwurf, durch den sich Flaubert, um dem Kleinbürgertum zu entgehen, durch verschiedene Möglichkeitsbereiche auf die entfremdete Objektivierung seiner selbst stürzte und sich absolut und unabweisbar zum Autor der „Madame Bovary“ und zu diesem Kleinbürger machte, der zu sein er sich weigerte. (ebd., S. 117,118)

Mittels der progressiven Methode bemüht sich der Biograf zu verstehen, wie das Objekt seiner Bemühungen versucht, in diesem Sammelbecken heterogener Einflussfaktoren einen Sinn zu entdecken und mittels dieser Sinnggebung zu einem Selbstentwurf zu gelangen, der ihm, zunächst auf der Ebene der Imagination, vorspiegelt, etwas Bestimmtes zu werden und dann auch zu sein. Bei dem Versuch, den Selbstentwurf zu realisieren, wird sich dieser notwendigerweise in einen Weltentwurf transformieren, denn die Notwendigkeiten des Realen verlangen eine Anpassung des subjektiven Weltentwurfes an die objektiven Verhältnisse:

Dieser Entwurf hat einen Sinn, er ist nicht einfach. Negativität, Flucht; durch ihn zielt der Mensch auf die Produktion seiner selbst in der Welt als einer bestimmten objektiven Ganzheit. Es ist nicht einzig und allein die abstrakte Wahl zu schreiben, die das Einzigartige an Flaubert ist, sondern die Wahl, auf bestimmte Art und Weise zu schreiben, um sich derart in der Welt zu manifestieren, es ist kurz gesagt, die einzigartige Bedeutung - im Rahmen der zeitgenössischen Ideologie – die er der Literatur als Negation seiner ursprünglichen Lage und als objektive Lösung seiner Widersprüche gibt. (Sartre, Versuch einer Methodik, S. 117/118)

Es ist wichtig, die Ambivalenz des Entwurfsprozesses zu verstehen. Einerseits ist der Entwurf durch die Liste heterogener Einflussfaktoren bedingt. Vielleicht ist es sogar angemessener, hier von einer Prädestination zu sprechen. Andererseits ist diese Prädestination nicht hinreichend für ein Verständnis der Besonderheit der Person. Es muss ein neues Element des Prozessgeschehens hinzukommen, nämlich die subjektive Färbung des in der Prädestination objektiv Vorgegebenen.

So gibt Flaubert der Literatur eine bestimmte Bedeutung – im Rahmen der zeitgenössischen Ideologie, ausgehend von seiner ursprünglichen Lage, als Negation dieser ursprünglichen Lage und als Lösung seiner persönlichen Widersprüche. Flauberts Aufgabe war, mit seiner Neurose leben zu können, und er sah in der ästhetischen Existenz, in der Literatur, eine Lösung seiner Neuroseprobleme. Das Besondere Flauberts kommt in der Superposition des Subjektiven und des Objektiven zum Vorschein. Indem sich in seiner Person das Subjektive und das Objektive in einzigartiger Weise miteinander vermischt, taucht eine neue Entität in der Welt auf, der Schriftsteller Gustave Flaubert, der „Madame Bovary“ geschrieben hat.

Der Fehler in der üblichen Betrachtungsweise liegt darin, dass man das Besondere einer Person mit dem Subjektiven identifiziert, das dem Objektiven entgegensteht. Im Sinne des Begriffes der „Dekonstruktion“ Derridas ist diese Entgegenstellung, wie alle Entgegenstellungen, unangemessen. Richtig ist, das Besondere mit einer Superposition des Subjektiven und des Objektiven zu identifizieren, die ich, in meiner persönlichen Terminologie, eine „subjektive Färbung des Objektiven“ nenne.

Es handelt sich bei dieser Betrachtungsweise offensichtlich um eine „Dekonstruktion“ im Sinne Derridas. Die Opposition einer Entgegenstellung – das Subjektive versus das Objektive – wird dekonstruiert, indem man durch genaue Analyse der Texte nachweist, dass in Wahrheit in dem Prozess der Besonderung das Subjektive mit dem Objektiven verschmilzt, so dass etwas Neues entsteht, die Person, die dem rein Objektiven beigelegt und nicht entgegengestellt wird.

Ich hoffe, damit gezeigt zu haben, dass es starke Affinitäten zwischen Derrida und Sartre gibt, wobei die Differenzen selbstverständlich nicht übersehen werden dürfen. Wichtig ist auch die Einsicht, dass es sich bei den Begriffen „Dekonstruktion“ und „Spur“ bei Derrida nicht um eine neue Philosophie handelt, Es handelt sich vielmehr um eine Spur von Gedanken, welche die Philosophie von Anfang begleitet haben, ohne sich zu einer Theorie verdichten zu können. Es kann sich dabei auch schlecht um eine Theorie handeln, weil ihr Ziel eher darin besteht, „Theorien“ zu dekonstruieren. Dieses Anliegen hat seinen Grund in der „conditio humana“, die nahelegt, einen Unterschied zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen zu machen, der sich wiederum in der Differenz zwischen der Perspektivität des Menschlichen und der Absolutheit des „Objektiven Weltauges“ widerspiegelt.

Die Spur zeigt sich auch in dem Zweifel an der Angemessenheit eindeutiger Oppositionen, die zwar in bestimmten Kontexten ihre Berechtigung haben mögen, aber in anderen Kontexten wiederum Unbehagen bereiten. Deswegen ist nach Derrida eine

genaue Lektüre der Texte notwendig, damit man nicht durch eine selektive Lektüre in die Irre geführt wird.

Hier soll zur Veranschaulichung ein Beispiel aus dem Bereich der Naturwissenschaften und der Mathematik betrachtet werden. Es geht dabei um den Gegensatz zwischen den ewigen Wahrheiten im Platonischen Ideenhimmel und der Zeitlichkeit dieser ewigen Wahrheiten im Kontext der menschlichen Realität.. Oder anders formuliert: Es handelt sich um die Entgegensetzung zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen.

Man geht davon aus, dass die Platonischen Ideen eine feststehende Bedeutung haben. Sie sind das, was sie sind. Man drückt diesen Sachverhalt aus, indem man sagt, es handele sich um „ewige Wahrheiten“. Zwei plus Zwei ist Vier, ist eine solche ewige Wahrheit. Die Identität der Euklidischen Geometrie ist eine andere dieser ewigen Wahrheiten. Die Euklidische Geometrie ist durch ihre Axiomatik klar definiert und sie kann somit als eine Art der Platonischen Idee betrachtet werden. Ihre speziellen Aussagen haben den Charakter absoluter Wahrheiten. Für Kant zum Beispiel ist die Euklidische Geometrie ein Beweis für die Existenz einer „Erkenntnis a priori“. Denn diese Erkenntnisse sind, so Kant, notwendig und allgemeingültig, Eigenschaften, die empirische Erkenntnisse nicht haben können.

Dem widerspricht allerdings, was Heinz Kimmerle über den Begriff der „différance“ bei Derrida sagt:

Alle Bedeutungen sind veränderlich und verändern sich in einem Spiel von Differenzen, das mehrere nur als Ausschnitte relativ festzulegende Bedeutungshorizonte zulässt. So sind selbst die scheinbar festesten und verlässlichsten Bedeutungssysteme wie die Euklidische Geometrie oder die klassische Physik durch Einsteins Forschungen und die moderne Quantentheorie in völlig andere Deutungshorizonte versetzt worden. (Heinz Kimmerle, Jacques Derrida, Junius, S. 33)

Kimmerle erwähnt hier zwei Bedeutungssysteme, die, als mathematische Theorien betrachtet, in den Bereich der Platonischen Ideen eingeordnet werden können. Es handelt sich demnach um „Ewige Wahrheiten“.

Diese mathematischen Theorien, die Euklidische Geometrie und die Klassische Mechanik, sind Texte im Sinne Derridas und als Texte stehen sie in einer Kontextualität mit anderen Texten. Kimmerle erwähnt die Forschungen Einsteins und die Quantentheorie. Die Bedeutungssysteme „Euklidische Geometrie“ und „Klassische Mechanik“ sind demnach im Kontext mit der Relativitätstheorie und der Quantenmechanik zu sehen, das heißt, sie stehen nach deren Entdeckungen in einem neuen Deutungshorizont.

Diese Deutungshorizonte variieren mit der Zeit. Während die Euklidische Geometrie an sich unverändert bleibt und damit in einem gewissen Sinne eine „Ewige Wahrheit“ ist und bleibt, hat sich der Deutungshorizont dieser Theorie durch das Auftauchen der neuen Theorien vollkommen verändert. Vor dem Auftauchen der Nicht-Euklidischen Geometrien galt sie als die Geometrie überhaupt, deren Wahrheitsanspruch absolut war

und von niemandem angezweifelt wurde. Für Kant war die Euklidische Geometrie sogar der Beweis für die Existenz von apriorischen Wahrheiten. Heute gilt die Euklidische Geometrie nur noch als eine Geometrie unter anderen und die Frage, welche Geometrie in der Natur realisiert ist oder nicht, ist ein Problem der Forschung.

Hinsichtlich der Frage, welche Geometrie die Welt beschreibt, gibt es zur Zeit keine Antwort, nachweisbar sind bisher nur Spuren dieser „Wahren Geometrie“, die eine „Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisungen“ darstellen.

Offensichtlich handelt es sich bei dieser Sichtweise um eine Dekonstruktion im Sinne Derridas. Die Opposition „Ewige Wahrheit“ versus „Zeitliche Variation“ wird durch die Einführung des Begriffes des „Deutungshorizontes“ dekonstruiert. An sich betrachtet bleibt die „Euklidische Geometrie“ eine „Ewige Wahrheit“, aber im Kontext neuer Deutungshorizonte verändert sich der Status dieser Theorie vollkommen. Erneut zeigt sich, dass die Entgegenstellung kontradiktorischer oder konträrer Begriffe kontraindiziert ist und durch die „Nebeneinanderstellung“ komplementärer Begriffe ersetzt werden sollte.

Sartre sieht den Sachverhalt ähnlich. Er schreibt:

Die euklidische Geometrie, die kartesische Analytik, die newtonsche Physik sind zum Beispiel wahr. Aber ihre Beziehungen zur späteren Wahrheiten sind verschieden. Die Beziehung der euklidischen Geometrie zu nicht-euklidischen Geometrien ist beispielsweise eine Exterioritätsbeziehung [...] Die newtonsche Physik hingegen ist in die moderne Physik integriert, die ihr, ohne sie zu negieren, eine innere Begrenzung gibt: sie wird zur Physik der Erscheinungen, Physik des Als ob, Physik des Sonderfalls. (Sartre, Wahrheit und Existenz, S. 115)

Sartre erwähnt drei Bedeutungssysteme: die euklidische Geometrie, die kartesische Analytik und die newtonsche Physik. Sartre sagt, diese Theorien seien „wahr“. Vielleicht sollte man vorsichtiger formulieren und sagen, dass sie in einem gewissen Sinne wahr sind. Sie sind wahr, wenn man sie als mathematische Theorien betrachtet. Die euklidische Geometrie ist als mathematische Theorie betrachtet korrekt, weil ihre Theoreme auf der Basis ihrer Axiomatik beweisbar sind. Die kartesische Analytik im Sinne der „Analytischen Geometrie“ ist aus demselben Grunde richtig und die newtonsche Physik im Sinne der „Klassischen Mechanik“ kann auch als mathematische Theorie gesehen werden und ist in diesem Sinne ebenfalls „wahr“. So gesehen handelt es sich bei diesen drei Bedeutungssystemen um Aspekte des Platonischen Ideenhimmels und um „Ewige Wahrheiten“.

Im Kontext der zeitlich variablen Deutungshorizonte gesehen wird die „Wahrheit“ dieser Theorien allerdings problematisch. Nicht-euklidische Geometrien tauchen im Laufe der Zeit auf und konkurrieren mit der euklidischen Geometrie. Dabei sind die Beziehungen der verschiedenen Geometrien zueinander äußerlich, das heißt, sie koexistieren, ohne sich gegenseitig zu tangieren. Die Wahrheitsproblematik in Bezug auf die reale Welt bleibt ungelöst. Dasselbe gilt für die kartesische Analytik.

Ganz anders verhält es sich mit der Klassischen Mechanik. Sie konkurriert mit den Relativitätstheorien und der Quantenmechanik. Im Unterschied zu den Geometrien sind die verschiedenen Bedeutungssysteme der Physik durch den Begriff der Einheit der Natur aufeinander innerlich bezogen; sie bilden Teile eines Ganzen, so dass die Beziehung der Teile zum Ganzen in einem dialektischen Sinne bestimmt werden muss. Die Klassische Mechanik erweist sich insoweit als ein Grenzfall mit einem beschränkten Anwendungsbereich. Die Beziehung zwischen der Allgemeinen Relativitätstheorie zur Quantenmechanik ist zur Zeit ungeklärt. Im Kontext der Deutungshorizonte ist die Wahrheitsproblematik also offen und gleicht eher einer „Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisungen“ als einem aufgeklärten Omega-Punkt des definitiven Wissens.

Ich glaube, in einem vorläufigen Sinne die Affinitäten und Differenzen zwischen Derrida und Sartre hinreichend beschrieben zu haben. Im nächsten Aufsatz werden ich versuchen, die Beziehung Derridas und Sartres zum Begriff der Komplementarität im Sinne Niels Bohrs zu erhellen.

